

30 Mittwoch, 19. März 1980

Für einen ent-täuschten Menschen

Zum Tod des großen
Psychoanalytikers Erich Fromm

„Viele scheinbar unlösbare Probleme verschwinden, sobald wir die Vorstellung fahren lassen: jene Motive, von denen die Leute bewegt zu sein glauben, seien die, welche sie wirklich dazu treiben, so zu handeln, zu fühlen, zu denken, wie sie es tun... Jede Gruppe besteht aus nichts als Individuen. Daher können psychologische Mechanismen, die wir in einer Gruppe arbeiten sehen, nur Mechanismen sein, die in den Individuen arbeiten. Die Individualpsychologie ist sozusagen das Mikroskop der Sozialpsychologie...“ So steht es in Erich Fromms Buch „Die Furcht vor der Freiheit“, und Fromm hat diese Furcht zeit lebens ernstgenommen, weil sie so viel über die Gefahr aussagt, daß der Mensch sich selbst verliert, daß er nicht mehr er selbst ist. Aber wenn er vor dieser Gefahr flieht, gibt es nur drei Fluchtwege: er bindet die Andern an sich, indem er sie unterwirft oder indem er sich ihnen unterwirft. Der dritte Weg ist, daß er die Andern zerstört.

Freiheit ist für Erich Fromm nie Isolierung im Individualismus gewesen, sondern die Freiheit, sich seine Bezogenheit zu wählen. Denn wer ohne die Antwort des Mitmenschen ist, muß sich die Antwort erfinden, notfalls im Wahn. An den Anfang jenes Buches stellte Fromm darum das Talmud-Wort: „Wenn ich nicht für mich bin, wer ist dann für mich? Wenn ich nur für mich bin, was bin ich dann? Wenn nicht jetzt – wann?“

Wenn eines Tages an die Geschichte des Menschen nicht mehr die Maßstäbe des Mütterrechts und des Vaterrechts, des Ackerbaus und der Viehzucht, sondern das Maß der Erhaltung des Lebens angelegt wird, dann hat Erich Fromms Werk daran großen Anteil. Psychotherapeut wird ein Mensch fast immer aus demselben Grund: durch eigene Verletzung und Erschütterung, im Fall Fromms durch den Akt der Selbsterstörung, die der Zwölfjährige miterlebt. Es ist der Freitod einer fünfundzwanzigjährigen Frau, die mit Fromms Eltern befreundet ist und die mit diesem Freitod erreichen will, mit ihrem verstorbenen Vater begraben zu werden. Ob Fromm nach diesem Erlebnis weniger oder mehr als vorher ein „wahrscheinlich ziemlich unerträgliches neurotisches Kind“ war, ist nicht überliefert. Aber in diesem Augenblick, und mehr noch durch den ersten Weltkrieg wurde Erich Fromms Vertrauen in die jüdischen Propheten und ihre Vision von der Harmonie der Völker erschüttert.

Was wirklich hinter dem Tod der jungen Frau stand, ist unbekannt. Die Selbstdestruktion in diesem Vorgang ist ver-

kennbar. Es ist die Neigung, die Fromm später „nekrophil“, todgeneigt nennt, im Gegensatz zur „biophilen“, lebensgeneigten Einstellung. Hier setzt später auch Fromms Kritik an Freuds Ödipus-Komplex ein: nicht die Bindung des Sohnes an die Mutter produziert den Ödipus-Komplex, sondern der Gehorsamsanspruch des Vaters. Die junge Frau aber so gut wie Ödipus schufen das Maß ihres Handelns nicht selbst.

So führt von hier auch ein Weg zum Sozialpsychologen Fromm, der sagt, „daß eine seelische Instanz wie das Über-Ich und das Ich, ein Mechanismus wie die Verdrängung, Impulse wie die sado-masochistischen, welche das Fühlen, Denken und Handeln des Menschen in so entscheidender Weise bedingen, nicht etwa „natürliche“ Gegebenheiten sind, sondern daß sie selbst von der Lebensweise des Menschen, letzten Endes von der Produktionsweise und der daraus resultierenden gesellschaftlichen Struktur jeweils mit bedingt sind.“ (Man kann in der Frage, ob die Produktionsweise etwas bedingt oder selbst bedingt wird, abweichender Meinung sein, aber das tut hier nichts zur Sache.)

Als er an seinem fünfundsiebzigsten Geburtstag in Locarno öffentlich Rückschau hält auf sein Leben (und dabei immer mehr vergift, sich an sein Manuskript zu halten), formuliert er als Ziel seiner Arbeit den ent-täuschten Menschen und weiß sich mit Freud darin einig, daß es die absolute Wahrheit nicht gibt, weil sie das Ende der Suche, den Stillstand des Lebens bedeuten würde. Freuds Satz „Wir sind im Besitz der Wahrheit“ läßt er dabei um der Verdienste Freuds willen außer acht, unterzieht aber um so mehr seine Schüler der Kritik: Sich heute noch auf sexuelle Probleme zu beschränken, ja sogar sich nur mit Familienkonflikten zu beschäftigen, deutet er als Ausflucht, als Widerstand gegen die Notwendigkeit, sich mit dem zu befassen, worunter die Menschheit heute leidet. Freuds große Entdeckung werde hier in ihr Gegenteil verkehrt: „die Illusionen zu zerstören, um die Umstände ändern zu können, die die Illusionen bewirken.“

Zu diesen Illusionen zählte Fromm auch die Analytiker-Meinung, wonach das Denken der Patienten nichts zu tun habe mit dem, was die Analytiker von ihnen er warten. Das ist etwas, was noch immer nicht allgemein bekannt ist. So erwarten viele Analytiker vom Patienten, daß er seinen Haß aufgibt, indem er ihn ausspricht oder gar hinausstreift („abreagiert“). Das nütze, sagte Fromm, gar nichts, so lange der Anlaß für den Haß bestehen bleibe, der Anlaß in der Psyche des Patienten selbst.

Die dritte analytische Schule

In den USA gilt Fromm, neben Freud und Jung, als Begründer einer eigenen psychoanalytischen Richtung. Aber er war von all denen, die von Freud lernten, der einzige der ihn später kritisch betrachtete und dennoch zu würdigen vermochte. Fromms These lautet: Psychoanalyse, die eine radikale Theorie vom Menschen ist, und ein Marxismus, der den Menschen als Ursache und Objekt gesellschaftlicher Prozesse sieht, können sich durchaus in einer Sozialpsychologie treffen. Aber leider – und hier geht er über Freud und die landläufigen Marxisten hinaus – seien sowohl aus der Psychoanalyse wie aus dem Marxismus Methoden der Anpassung, der Entwertung des Menschen geworden:

„Der Mensch kann sich fast allen kulturellen Typen anpassen; stehen diese aber in Widerspruch zu seiner Natur, dann stellen sich geistige und emotionelle Störungen ein, die ihn allmählich zwingen, diese Verhältnisse zu ändern, da er seine Natur nicht ändern kann.“

Und diese Natur verlangt zweierlei: erstens Aneignung und Assimilierung der Dinge, zweitens Beziehung zu sich und den Mitmenschen. Wenn Freud forderte, das Es, das Unbewußte, durch Bewußtsein zu

ersetzen, so kam bei Fromm hinzu, daß das Ich, das an die Stelle des Es treten solle, auch ein Du werden müsse. Damit rückte Erich Fromm in die Nähe Martin Bubers, mit dem er nicht nur den geistigen Hintergrund jüdischer Mystik gemeinsam hatte.

Kritik an Freud

Wenn Freud dem Menschen das Ziel der Bewußtwerdung verschrieb, wenn Jung dieses Ziel um das Streben nach individueller Ganzheit bereicherte, so fügte Fromm hinzu, was beide vergaßen: „das Bedürfnis, auf geistig-seelische Art die Einheit mit dem Kosmos wiederherzustellen, die der Mensch durch sein Heraustrreten aus der Natur und den damit verbundenen Instinktverlust eingebüßt hat,“ wie es Carola Maier formulierte. Was Freud als den Zwang des Über-Ich betrachtete, war für Fromm die Angst vor der Isolierung des Menschen vom Mitmenschen und – anthropologisch gesehen – vom Lebendigen überhaupt: nicht die Angst vor „Kastration“ führt zu Verdrängungen, sondern die Angst, allein zu sein.

So rückte Fromm zwar Freuds geistige Bedeutung in die Nähe von Galilei und Darwin, weil auch Freud ein Mann war, der dem Menschen eine wesentliche Illusion nahm (nämlich die, ein rational bestimmtes Wesen zu sein), zugleich aber kritisierte Fromm, daß Freud dem Menschen eine Hoffnung nahm: die Hoffnung, sich entgegen den Erfahrungen der frühen Kindheit im späteren Leben neu zu orientieren. Die Kindheit, so fand Fromm, forme den Charakter des Menschen nicht für immer. Er fand das nicht zuletzt beim Studium des Zen-Buddhismus und der deutschen Mystik. Denn wie wären Wandlungerlebnisse zu erwarten, wenn der Mensch schon in seiner Kindheit für immer festgelegt wäre? Oder, auf Fromm selbst angewandt (weil jeder in seiner Theorie auch seinen eigenen Mythos schreibt): wie hätte sonst aus einem „wahrscheinlich ziemlich unerträglichen neurotischen Kind“ der Mann werden können, als der Erich Fromm in Erscheinung trat?

Revolution der Hoffnung

Das Bild, das der Mensch sich von Gott macht, ist das Bild des Menschen, wie er potentiell ist. Gott ist für Erich Fromm nicht als unerreichtbar Gute, vor dem der Mensch über seine ausweglos begrenzte, „böse“ Natur verzweifeln muß. Aber was Fromm an die Stelle der Hoffnungslosigkeit setzt, ist weder Utopie noch Optimismus, „daß vielleicht das Jahr 2000 nicht die Erfüllung und der glückliche Höhepunkt des menschlichen Kampfes für Freiheit und Glück sein wird, sondern der Anfang einer Periode, in der der Mensch aufhört, menschlich zu sein, und sich in eine gedanken- und gefühllose Maschine verwandelt“. Er warnt vor den zwei Prinzipien dieser Zeit: das technisch Mögliche müsse getan werden, auch wenn es das Leben gefährdet, fast unerschwinglich und nur auf Kosten anderer Bedürfnisse realisierbar sei, und: alles müsse zu maximalem Nutzeffekt und höchster Produktion führen.

Der Computer, der uns das Denken, die verantwortliche Entscheidung abnimmt, ist inzwischen schon in das Arsenal der Spielwaren und der Lehrmittel vorgedrungen. Programmierbares Lernen nennt man das, was in Wahrheit eine Wahrheit ist, die von einer Maschine aufgezwungen wird und keine andere Antwort des Lernenden duldet als die eine, die von den Programmierern akzeptiert wurde. Dazu kommt das Fernsehen, dessen eingetragener Blickwinkel über die Vielfalt der Wirklichkeit hinwegtäuscht und dem Betrachter vorenthält, was neben und hinter der Kamera geschieht. Der Lehrer nimmt nicht mehr Stellung zu den Gedanken des Schülers, sondern mißt sie an definierten Leistungen, für die es abgezählte Testpunkte gibt, mit denen nicht das Wissen, sondern der



FROMM-Online

Konformismus des Schülers getestet wird. Diesen neuen Positivismus hielt Fromm entgegen: „Tatsachen sind Deutungen von Ereignissen.“

Als Fromm 1941 den Begriff des „Sozialcharakters“ einführte (in „Die Furcht vor der Freiheit“), schloß er sich damit an die „Kultur- und Persönlichkeitsforschung“ der amerikanischen Anthropologie an. Der Charakter eines Menschen wird in den ersten fünf bis sechs Lebensjahren aus dem aufgebaut, was ihm die Gesellschaft an Gewohnheiten des Denkens und Handelns aufzwingt, also in einem Alter, in dem der Mensch nachahmt, lernt, ohne zu reflektieren. Eine autoritäre Gesellschaft wie die deutsche wird in dieser Zeit das Wechselspiel von Befehlen und Gehorchen einüben und Kritik an dieser Unterwerfung unterbinden. Je unsicherer später das Leben eines so erzogenen Menschen verläuft, um so mehr wird er autoritären Schutz suchen, statt selbst schöpferisch Abhilfe zu schaffen. Wo immer Erich Fromm über die psychologischen Gegebenheiten der Deutschen sprach, wurde deutlich, daß er zu den wenigen Emigranten gehörte, die nicht Ressentiments pflegen, sondern zu verstehen suchen, was sie tödlich bedrohte und zur Flucht zwang: „Es ist die Funktion des Sozialcharakters, die seelischen Kräfte der Mitglieder der Gesellschaft so zu beeinflussen, daß ihr Verhalten in der Gesellschaft nicht eine bewußte Entscheidung ist, ob sie den gesellschaftlichen Regeln folgen wollen oder nicht, vielmehr eine Haltung, die sie wünschen läßt, so zu handeln, wie sie zu handeln haben, und die sie zugleich Befriedigung darin finden läßt.“

Fromm untersuchte diese Haltung nicht nur an den Deutschen, sondern auch an den Amerikanern und fand hier wie dort einen sozialen Zwang zur Gleichheit, die „automatische Anpassung“. Für eine Gesellschaft, in der die Mehrheit dergestalt psychisch deformiert ist, prägte Fromm das Wort von der „Pathologie der Normalität“. Pathologisch ist diese Normalität deshalb, weil sie eine Gesellschaft daran hindert, auf neue Lebensbedingungen mit neuen Institutionen und Verhaltensregeln zu antworten. Ohne diese Fähigkeit, neue Antworten zu finden, wäre der Mensch längst ausgestorben. Ein Beispiel von Nicht-Anpassung ist unsere Haltung zur Geburtenkontrolle trotz Übervölkerung, ein anderes das Festhalten am Automobil trotz Kenntnis aller Schäden, die davon ausgehen.

Man hat Fromm vorgeworfen, das Konzept des Sozialcharakters achte zu wenig auf unterschiedliche Klassen und Schichten. Mir scheint dieser Vorwurf oberflächlich. Denn diese Untergruppen der Gesellschaft bringen eben auch nur einen auf ihre Bedürfnisse abgewandelten Sozialcharakter hervor. Für die Schichten gilt, was für die Gesellschaft als Ganzes gilt: der Einzelne will angenommen sein von den Andern. Isolierung treibt in Erstarrung, Tod oder Wahnsinn. Also ist die Unterwerfung unter eine Norm, auch wenn sie unterdrückt und quält, das kleinere Übel: sie öffnet, wem sich ihr fügt, den Weg zu den Leidensgenossen.



ERICH FROMM

Foto: Thea Goldmann

Haben oder Sein

Die Grundthemen, die Erich Fromm beschäftigten, klangen immer wieder an, sein ganzes Leben hindurch. „Haben und Sein“ war keine späte Alternative. Es ist nicht ohne Reiz, unter den Kritikern an diesem Buch die wütenden Ausfälle des ehemaligen Dominikaners Gonsalv Mainberger in der Neuen Zürcher Zeitung zu lesen. Der Ton erinnert täuschend an die Angriffe der

Dominikaner gegen Franz von Assisi. Zufall? In beiden Fällen geht es um die Diffamierung der Armut, der Besitzlosigkeit.

Daß Fromm sich immer wieder auf Marx berief, ist dabei besonders peinlich für Mainberger. „Konkret kommt es dabei auf eine Vermischung von Wissenschaft und Erbauung heraus“, schreibt Mainberger, als definiere er versehentlich Theologie. Seine Ablehnung gipfelt in dem Satz: „Haben wirkliche Habenichtse je etwas davon, daß sie wirklich sind?“ Und daß Fromm den (Dominikaner) Meister Eckhart entdeckt, ärgert den (Exdominikaner) Mainberger ganz besonders. Auf solche Kritik an Fromm bleibt nur, die psychoanalytische Erfahrung zu zitieren, daß ein Mensch, der sich mit solcher Empörung wehrt, an einem ihm unbewußten Leiden, an einem verdrängten Komplex getroffen wurde. Wie schrieb doch Fromm in „Revolution der Hoffnung“? „Viele Menschen sind wie Kafkas Alter Mann. Sie hoffen zwar, aber es ist ihnen nicht gegeben, nach dem Antrieb ihres Herzens zu handeln...“

Was Fromm meinte, ist eindeutig: Haben bedeutet, etwas aus dem Zusammenhang des Lebendigen herausbrechen, anhalten, festhalten. Wer hat, ist damit beschäftigt zu haben: das was er hat, hat auch ihn, bricht also auch ihn heraus aus der Kontinuität des Werdens. Sein bedeutet dagegen zwei-

erlei: nach innen das Werden, nach außen das Mit-Sein.

Wir werden durch die Konsumgesellschaft nicht nur zum Kaufen von fertigen Dingen verleitet, sondern auch durch das Schulsystem dieser Gesellschaft zum Erwerb fertiger Meinungen gezwungen. Nichts von dem, was wir lernen, ist die Wahrheit, sondern nur eine der vielen Ansichten über Wahrheit. Haben: das ist in der Kunst die Wertschätzung des Produkts statt des Prozesses. Oder: Sein ist ein Tanzen. Haben ist die Fotografie davon.

Die Kunst des Liebens

Das Buch „Die Kunst des Liebens“ schließt mit der Anleitung, wie diese Kunst zu lernen sei: wie jede Kunst durch Disziplin, Konzentration und Geduld. Das heißt, es muß einer regelmäßig üben, sich dabei nicht ablenken lassen und nicht aufgeben. „Konzentration in der Beziehung zu anderen bedeutet in erster Linie die Fähigkeit des Zuhörens. Die meisten Menschen meinen, sie hören anderen zu und geben sogar Ratschläge, ohne wirklich zugehört zu haben. Sie nehmen die Worte des anderen nicht ernst; sie nehmen jedoch auch ihre eigenen Antworten nicht ernst. Die Folge ist, daß das Gespräch sie ermüdet... Konzentration bedeutet, völlig in der Gegenwart, im Hier und Jetzt zu leben und nicht an das nächste zu denken, was noch getan werden muß... Es versteht sich von selbst, daß Konzentration vor allem von jenen Menschen geübt werden muß, die sich lieben. Sie müssen lernen, sich nahe und einander geöffnet zu sein, und nicht voneinander fortzulaufen, wie es üblich ist. Aller Anfang ist auch beim Lernen der Konzentration schwer; es hat den Anschein, als würde man das Ziel nie erreichen. Daß dazu auch die Notwendigkeit gehört, Geduld zu haben, braucht wohl kaum betont zu werden. Wenn man nicht weiß, wie jedes Ding seine Zeit braucht, und man es erzwingen will, wird man nie dahin kommen, sich konzentrieren zu können. Wenn man eine Vorstellung davon haben will, was Geduld ist, braucht man nur einem Kind zusehen, das laufen lernt...“

Eine der Lebensanweisungen Erich Fromms lautete, Zerstreuungen und Geschwätz zu meiden. Zum Geschwätz zählte er auch die „Moral der Fairneß“. Fairneß hieß für ihn: den Andern nur respektieren, aber sich der Verantwortung für ihn entziehen, ihn auf Abstand zu halten. So bleibt das Werk Fromms – und so blieb sein Leben – eine Folge von Variationen auf das Thema, das mit den Worten des Talmud heißt: „Wenn ich nicht für mich bin, wer ist dann für mich? Wenn ich nur für mich bin, was bin ich dann? Wenn nicht jetzt – wann?“ Mehr hat Fromm nie gesagt. Und er wollte es auch nicht. *Günther Mehren*



Ein Leben auf dem Weg der Wandlung

Erich Fromm, der nun wenige Tage vor seinem achtzigsten Geburtstag in Muralto bei Locarno einem Herzversagen erlegen ist, kam am 23. März 1900 in Frankfurt am Main zur Welt. Seine Eltern lebten in der rabbinischen Tradition jüdischer Weisheit und waren dennoch ganz normale Menschen – das heißt, „sehr neurotisch“, wie der Sprößling rückblickend schrieb. Als Fromm 1922 sein Studium in Heidelberg mit einer sozialpsychologischen Doktorarbeit über die drei Formen der jüdischen Diaspora abschließt („Das jüdische Gesetz“), zeichnet sich die Richtung seines späteren Denkens bereits deutlich ab. Es spiegelt sich darin der Einfluß seiner Lehrer. Die Beobachtung, daß kulturelle Werte dem Menschen mit dem Anspruch der Objektivität entgegneten, war ein Thema des Philosophen Heinrich Rickert. Alfred Weber war es, der als Soziologe die psychische „Heimatlosigkeit“ des „zerstückelten“ Menschen der Industriegesellschaft nachwies (ein Tabu-Thema, das jetzt erst durch die psychologischen Untersuchungen der Fließbandarbeit wieder ins Licht gerückt wird). In Karl Jaspers, der damals noch Professor der Psychologie war und soeben eines seiner Werke, seine „Psychopathologie“, geschrieben hatte, hatte er einen Mann gefunden, der im scheinbar Zusammenhängelosen, in den „verschwommenen Allgemeinheiten“ Klarheit und Sinn suchte.

In München, 1926-1929, befaßt Fromm sich mit Psychiatrie und Psychologie, geht bei Landauer und Wittenberg in seine erste psychoanalytische Lehre, von 1929 an in Berlin in die zweite bei Hans Sachs und Theodor Reik, zwei prominenten Schülern Freuds, jedoch nie zu Freud selbst.

Im Jahre 1926 begegnet Fromm außer-

dem zum erstenmal dem Zen-Buddhismus, der dem Menschen einen ähnlichen Weg weist wie die Psychoanalyse: den Weg der Wandlung.

Hier findet Fromm wieder, was Rickert gelehrt hatte: „daß das meiste von dem, was unser Bewußtsein enthält, ein ‚falsches Bewußtsein‘ ist“, und daß es im wesentlichen die Gesellschaft ist, die uns diese Fiktionen und unrealistischen Vorstellungen eingibt. Dieses falsche Bewußtsein erkennen, seine Fiktionen überblicken – das ist die „Erleuchtung“ der Mystiker und des Zen-Buddhismus: „die Kunst, in die Natur meines Seins zu blicken.“ In der Sprache der Psychoanalyse bedeutet das aber auch: seine Energie nicht mehr mit dem Verdrängen zu vergeuden.

Im selben Jahr 1926, in dem Fromm dem Zen-Buddhismus begegnet und sich der Psychoanalyse unterzieht, schließt er auch seine erste Ehe, die Ehe mit der Nervenärztin Frieda Reichmann, mit der er aber nur wenige Jahre zusammenlebt. Warum diese Ehe von so kurzer Dauer ist, werden Fromms Biographen wohl noch zu ergründen suchen. Sicher ist, daß es eine noch ungefestigte mitmenschliche Beziehung belasten muß, wenn fast gleichzeitig so viele Neuanfänge zusammenkommen. Erst 1940 heiratet Fromm ein zweites Mal. Seiner zweiten Frau Anni zuliebe geht er 1949 von Mexiko in das milde Klima von Locarno.

Schon 1930 ist Fromm Mitbegründer des Süddeutschen Instituts für Psychoanalyse in Frankfurt am Main und wird zugleich Dozent am Institut für Sozialforschung der Universität, auf Einladung von Max Horkheimer. Er zählt damals also zu den führenden Männern der „Frankfurter Schule“, versucht dann

eine Synthese der Theorien von Marx und Freud und erregt damit das Mißfallen Horkheimers. Immerhin gehört er noch in New York, wohin das Institut 1934 emigriert, dem Institut an.

In seiner Zeit als Professor der Columbia-Universität begegnet Fromm den Psychoanalytikern Sullivan, Karen Horney, Kardiner. In den fünfziger Jahren versucht Fromm sich in der Sozialistischen Partei Amerikas. Er engagiert sich für den Wahlkampf Eugene McCarthys, wird Mitgründer der amerikanischen Friedensbewegung SANE. Wie produktiv Erich Fromms literarisches Schaffen ist, zeigen die achtzig Seiten Werkverzeichnis in der Doktorarbeit des katholischen Theologen Rainer Funk (Mut zum Menschen, Stuttgart 1978). Seine „Kunst des Liebens“, die 1956 erscheint, wird in siebzehn Sprachen übersetzt. Die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart bringt gegenwärtig eine zehnbändige Gesamtausgabe seiner Werke heraus, Band eins und vier sind soeben erschienen.

Fromm macht in den USA Marx' Frühschriften bekannt (mit dem Buch „Marx' Concept of Man“). Von da an beschäftigt ihn immer mehr die Frage, „ob der Mensch wieder Herr seiner Produkte werden kann oder ... zugrundegeht“. Eine zweite Frage, die Fromm zu beantworten sucht: welche Möglichkeit der einzelne Mensch hat, wie seine Wirklichkeit aussieht und ob es einen Weg in eine neue, eine humanistische Religion gibt. Fromm sagt von seinen Büchern, es finde sich in keinem „auch nur eine einzige theoretische Schlußfolgerung über die Psyche des Menschen, die nicht auf einer kritischen Beobachtung des menschlichen Verhaltens beruht, wie sie im Laufe meiner psychoanalytischen Tätigkeit angestellt wurde.“
g. m.

Günther Mehren

in: Stuttgarter Zeitung,
Stuttgart, 19.3.80

S. 30

